

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Heimat, deine Sterne! Von irdischer, heiliger und ewiger Heimat / Albert
Krautheimer

[urn:nbn:de:bsz:31-338927](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338927)

Heimat, deine Sterne!

Von irdischer, heiliger und ewiger Heimat / Albert Krauthelmer

HEIMAT

Die Heimat lädt dich ein,
sei zu ihr lieb!
Es könnte einmal sein,
es könnte einmal sein,
daß nichts dir blieb.

Daß Lockung lag, und Glast,
die Ferne starrt so leer;
was du gewonnen hast,
was du gewonnen hast,
kennst du nicht mehr.

Die Heimat lieh dich nicht!
Und sei es, daß du erst
zu ihr im Abendlicht,
zu ihr im Abendlicht
aufatmend kehrest.

Sie zeigt mit heulicher Kraft
dir ihre traute Welt,
und drüber riesenhalt,
und drüber riesenhalt
ihr Sternenzelt. Max Mell



Die Heimat lädt dich ein, sei zu ihr lieb!" So beginnt eines der schönsten deutschen Gedichte, die ich kenne. Ich habe es früher oft jungen Menschen vorgelesen. Dann wurden sie mühsam still, und ich meinte, den Takt ihrer ungestüm für die Heimat schlagenden Herzen zu hören. Und es waren doch nur Menschen eines an äußerer Schönheit armen Industriegebietes.

Inzwischen haben diese älter gewordenen Menschen das furchtbare Grauen des großen Krieges hinter sich und die Trümmer ihrer Heimatstadt vor sich. „Es könnte einmal sein, es könnte einmal sein, daß nichts dir blieb!“ Jetzt ist es so.

Nichts ist uns geblieben, nicht das Reich, nicht der Staat, den Ärmsten unter uns nicht einmal das Heim — nur die Heimat! „Die Heimat lieh dich nicht!“ Ja, so unwahrscheinlich das zunächst klingt, so wunderbar ist es: die Heimat ist uns geblieben.

Sie ist in keinen der zahllosen Untergänge mit hineingeraten. Man kann sogar aufatmend sagen, daß sie uns reiner, wahrer, geläuterter zurückblieb, seit die ihr so feindlichen Dinge wie Spreu hinweggeblasen wurden.

Die uns aber geblieben ist, die Heimat, was ist sie denn? Fürwahr, wenn du mich so geradehin fragst, komme ich einen Augenblick in Verlegenheit. Wohl habe ich ein Konversationslexikon, das ich jetzt rasch aufblättern könnte, um eine Definition der Heimat herauszufinden, aber ich fürchte, daß dort auch nur ein mühsames Wortgestammel steht, bei dem man vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht. Nein, dieses Nachschlagen will ich mir ersparen. Man kann, glaube ich, diesen wunderreichen Besitz „Heimat“ nicht definieren, es sei denn auf Kosten seiner Kostbarkeit.

Aber man kann sagen: Komm, wir wollen miteinander ein Stückchen Heimat erleben! Oh, es braucht dazu keine Fahrt ins Blaue, es ge-

nügt beinahe schon ein Blick aus dem Fenster. Schau, die Rose im Garten drunten, der kranke Nachbar gegenüber, das Amsellied im Birnbaum, der Wolkenszug am Himmel, die spielenden Kinder am Sandhaufen, das Mädchenlachen am Brunnen, der Brotduft aus dem Bäckerladen, die Abendlocke in der Abendstille: das alles ist Heimat. Und Heimat sind der Winterwald und die Rehschneise davor und der Christbaum in der Stube und die schnurrende Hauskatze und der singende Wassertopf auf dem Herd und der honigduftende Wachsstock in Mutter's Schrank und die brausende Orgel in der Kirche. Auch der alte Lehrer Lebrecht ist Heimat, so gut wie der Totengräber in seinem Revier, dem Gottesacker, „und drüber riesenhalt das Sternenzelt“: das alles und noch viel mehr ist Heimat.

„Die Heimat ist der Friede“ (Paul Keller), darum ist der Friede so heimelig und der Krieg so unheimlich.

Heimat ist für jeden Menschen notwendig, notwendig. Ohne Staat kann man allenfalls leben, aber nicht ohne Heimat. Staatenlos zu sein, ist vielleicht peinlich; heimatlos zu sein, ist ein Unglück. Man kann sich schlecht denken, daß Nietzsche gesagt hätte: „Weh dem, der keinen Staat hat!“ Aber:

„Die Krähen schreien
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt.
Bald wird es schneien,
Weh dem, der keine Heimat hat!“

Und dabei brauchen wir nicht nur daran denken, was der Leib in seiner Not bedarf: Obdach, Kleidung, Speise und Trank. Auch das übernatürliche Leben der Seele fordert natürlichen Lebensraum, braucht Heimat. Das weiß der einfache Mann schon lange aus dem Sprichwort: „Wer auf Erden keine Heimat hat, hat auch keine im Himmel.“

Es war eines der un-sinnigsten Studentenlieder, das mit den Worten begann: „Überall bin ich zu Hause“, und das schloß: „Ubi bene, ibi patria“, „Wo mir's gut geht, ist mein Heimatland“. Wieviel glaubhafter klingt da der Satz aus dem Brief eines bayerischen Soldners,



der 1536 mit Karl dem Fünften in der Provence stand: „Allhier wachsen viel Feigen, wollten aber lieber bairische Rüben fressen“ (Weigert, Das Dorf entlang).

Hinter diesen ungeschlachten Worten verbirgt sich etwas überaus Hartes: das Heimweh. Ich glaube, daß, abgesehen von der Liebe, nichts so oft erlebt, erlitten, beschrieben und geschildert wird wie das Heimweh.

Ein zeit- und raumweiter Weg führt von den Kindern Israels, die gefangen „an den Flüssen Babels saßen und weinten, wenn sie Sions gedachten“ (Ps 137, 1) über Goethes Iphigenie, die, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“, harmvoll am taurischen Gestade steht, bis zu dem mehr grimmigen als spaßigen Landserlied: „Wir fahren hin und her, wir haben keine Heimat mehr.“ Und doch ist es immer dasselbe erschütternde Erlebnis: Heimweh. Der Mensch fühlt sich im „essenti“, im fremden Land: elend.

Auf einem Hamburg-Südamerika-Dampfer lernte ich einen Schiffsjungen kennen, der aus Lust und Neigung seine schlesische Bergheimat mit der Weite der Meere vertauscht hatte. Nach einer Sturmnacht saß er sichtlich seekrank auf dem obersten Deck. Ich trat zu ihm hin: „Du leidest wohl arg an der Seekrankheit?“ — „Oh, diese Krankheit wäre noch zu ertragen, aber das Heimweh!“ Ja, das Heimweh!

„Wenn ich den Wanderer frage:
Was drückt dich schwer?
Ich kann nicht nach Hause,
Hab keine Heimat mehr.“

Erinnert dich das nicht merkwürdig an das wehmütige Wort des Herrn: „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester — der

Menschensohn aber hat nicht, wo er sein Haupt hinlege“ (Lk 9, 58)?

Also hätte auch unser Heiland, der doch so weltweit dachte, Heimweh gelitten? Hätte seine irdische Heimat geliebt? — Wie könnte es anders sein, da er uns „in allem gleich geworden, die Sünde ausgenommen“ (Phil 2, 7)!

Der Herr liebte seine Landsleute und wollte sie um sich scharen, „wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt“ (Mt 23, 37). Er liebte das Kronjuwel seines Heimatlandes, die hochgebaute heilige Stadt Jerusalem, und weinte um sie: „Ach, daß du es doch erkanntest, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden Tage über dich kommen, da deine Feinde einen Wall um dich aufwerfen, dich ringsum einschließen und dich von allen Seiten bedrängen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern und keinen Stein in dir auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heim-suchung nicht erkannt hast“ (Lk 19, 42—44).

Er litt aus liebender Verantwortung an dem Los, daß er als „Prophet nirgends weniger galt als in seiner Vaterstadt und in seiner Heimat“ (Mt 13, 57), so daß die Nazarener, unter denen er groß geworden war, ihn „zur Stadt hinausstießen und ihn bis an den Rand des Berges drängten, auf dem ihre Stadt erbaut war, um ihn hinabzustürzen“ (Lk 4, 29 f.).

Wie wenig müssen sie im Meister den „Meister der Heimatliebe“ erkannt haben! Und doch spüren wir heute nach bald zweitausend Jahren noch aus jedem seiner Worte und aus jeder seiner Taten, mit welcher Innigkeit er seinem Lande zugetan war.

Wer von seinen Landsleuten vor und nach ihm hat so ergriffen zu reden gewußt von den Vögeln des Himmels, von den Lilien des Feldes, von der erhabenen Geste des Sämanns, vom Wachsen der Saat, von der Keimkraft des Senfkornes, vom Schaden des giftigen Taumelloches, vom verlorenen Schäflein, vom umzäunten Weingarten mit dem Turm und der Kelter, mit dem Weinstock und den fruchtbaren Nebzweigen? „Das Kleine und Kleinste, das er auf dem Wege sieht, hebt er wie Gottes Vergißmeinnicht liebend auf und macht es mit tausend Jungen reden“ (Karl Adam). Das kann aber nur ein großer Liebender.

Er hatte einen Blick für die Not der armen Frau, die mit der Laterne das ganze Haus nach der verlorenen Drachme absucht, wie für die Aufregung des Mannes, dem am geheiligten Sabbat der Dohse in die Grube fällt. Nichts palästinensisch Menschliches war ihm fremd. Er bewegte sich unter vornehmen Pharisäern und beugte sich zum blinden Bettler am Weg. „Und er nahm ein Kind, stellte es in die Mitte und herzte es“ (Mt 9, 55). „Er machte alles gut“ (Mt 7, 37). „Er heilte alle ihre Kranken“ (Mt 15, 30). Ihn „erbarmte des Volkes“ (Mt 8, 2).

Du willst mir vielleicht einwenden, das alles habe mit Heimatliebe nichts zu tun, das seien höchstens Dokumente einer großen Menschenliebe. Aber nicht wahr, sowenig man die wahre Leiblichkeit des Herrn zur Scheinleiblichkeit verflüchtigen darf, sowenig geht es an, ihn in einem luftleeren Raum leben zu lassen. Der Heiland hatte nun einmal eine irdische Heimat. Er kehrte nach dem Fluchtaufenthalt in Ägypten offenbar herzensfroh zu dieser Heimat zurück, und er lebte dann ihr kleines Alltagsleben so völlig mit, daß er dreißig Jahre lang unter seinen Landsleuten nur als Landsmann, als „Zimmermannssohn“ galt, der nachbarlich an Leid und Freud, an Hochzeit, Kindstaufe und Begräbnis teilnahm. Daß er das Wort Heimatliebe nie über die Lippen brachte, ist nur ein Zeichen dafür, wie selbstverständlich sie ihm war.

Aber eines müssen wir Schüler des Meisters uns noch besonders merken: die Heimatliebe des Heilandes erschöpfte sich nicht in Gefühlen, Stimmungen und Entzückungen; sie war eine tätige und dazu noch eine selbstlos dienende Liebe, völlig entgegengesetzt jenem Konjunkturpatriotismus, der dem glücklichen Vaterland, das Ehrenstellen und gute Posten zu vergeben hat, berechnend dient, um das arme gedemütigte uninteressiert im Stich zu lassen. Es genügt nicht, die Heimat mit Worten zu lieben, man muß für sie in rastloser Friedensarbeit leben und, wo es nottut, als lästig empfundener Wächter und Warner für sie auch leiden.

Wir Katholiken haben um unsere Heimat, über zwölf Jahre lang als „vaterlandslose Gesellen“ geächtet, viel gelitten. Manche von uns haben ihre echte, unverbrüchliche Liebe und Treue mit dem qualvollsten Häftlingstode besiegelt; andere haben still und stumm das tägliche Kreuz der Verkennung getragen, sind brotlos geworden, unter Polizeiaufsicht gestanden, mußten außer Landes gehen — und haben nicht aufgehört, dieses Land zu lieben. Wird man es ihnen danken?

Vielleicht ist dir nun das Herz wieder recht warm geworden für deine liebe irdische Heimat. Aber wir katholischen Menschen dürfen uns auch noch einer heiligen Heimat erfreuen, der Kirche.

Verstehe das zunächst von der „Gemeinschaft der Heiligen“! Nicht wahr, wenn man älter wird, verblasen manche Gefühle und Empfindungen junger Jahre; aber geht es dir nicht auch so wie mir, daß du, zunehmend an Alter und Weisheit, immer beglückender empfindest, was es heißt: „Ihr alle seid Brüder“? Ach, ich fühle mich so wohl, wo man katholisch ist!

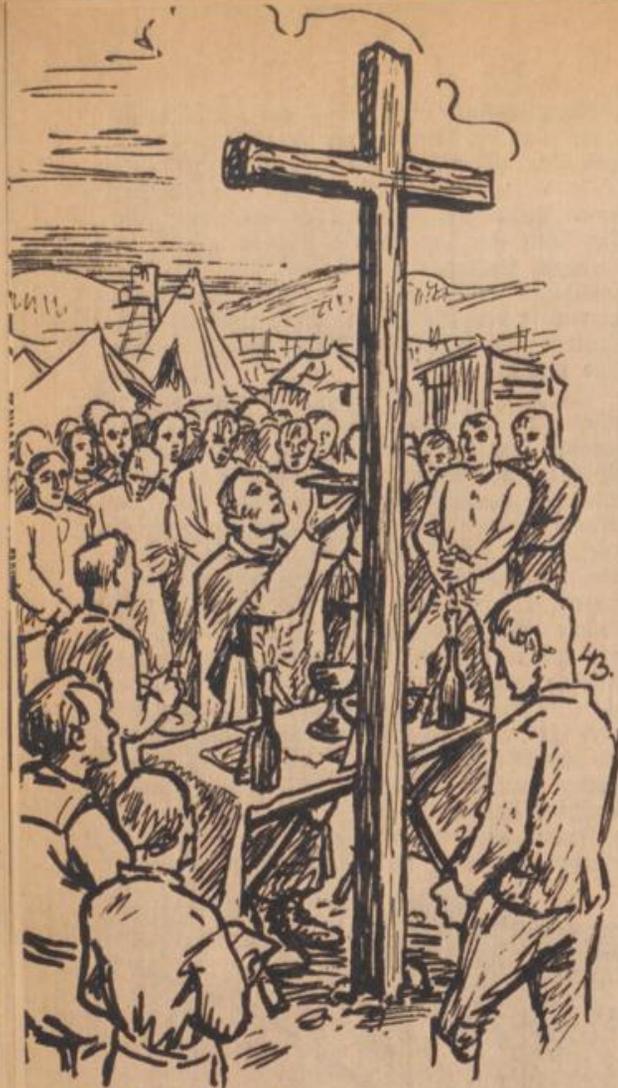
Einmal stiefelte ich als Student durch die endlosen Straßenschächte von Berlin. Kein Mensch bot mir einen Gruß. Man sah mir natürlich den „Provinzler“ an und sah mich darum überhaupt nicht an. Ich hätte wohl ohn-

mächtig umsinken können — und es hätte sich nicht leicht ein barmherziger Samaritan für mich gefunden. Menschen sah ich viele, überdrüssig viele. Aber dann sah ich plötzlich einen Bruder, einen katholischen Priester im schwarzen Rod. Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen, obwohl ich sonst gar nicht so bin. Ihr dürft mich auslachen dafür — aber habt ihr selber schon einmal so viel Einsamkeit und Verlassenheit gespürt wie ich damals? — Nicht? Dann verschiebt das Lachen!

Ich will euch indes weiter erzählen, wie es mir in Berlin erging. Kirchen sah ich gar nicht wenige, aber sie waren eine wie die andere verschlossen. Vor jedem neuen Kiesel kam ich mir wie ein ausgesperrter Bettler vor. Erst am Abend, es war schon am Zunachten, fand ich die rückwärtige Kapelle der Hedwigsbasilika geöffnet. So froh hab ich noch selten ein Gotteshaus betreten. Drinnen war es schon dämmerig; ich konnte erst nach einiger Zeit Leute erkennen, die hin und her gingen. Sie gingen zu den Beichtstühlen, wie ich bald merkte. Und sie beugten ihr Knie vor dem ampelbeschiedenen Tabernakel. Und ich beugte es auch und kniete mitten unter sie und beichtete ebenfalls, weil ich mich so unfagbar daheim fühlte unter diesen fremden Brüdern und Schwestern.

Früher hatte ich auch gelächelt, wenn ich so etwas las; seither tue ich es nimmer.





Und wenn ich doch gerade am Austragen meiner Geheimtruhe bin: weißt du, was ich als Bub unter den andern Buben in unserer Konviktskapelle manchmal für ein eigentümliches Heimweh hatte? Ich bekam das brav exerzierte, auf genauer Tonhöhe gehaltene Jöglingsgebet bisweilen plötzlich satt; ich wollte die lebendige Gemeinschaft unserer Pfarrgemeinde daheim herbeizaubern, wo es hie und da gar nicht so musterhaft ordentlich zuging, aber wo man sich so aufgehoben fühlte in dem vielgestaltig-einheitlichen Familiengebet. In den hintersten Bänken saßen die halbblienden Altfrauen und kirrten mit ihren Rosenkränzen, weiter vorn knieten die sorgenbeladenen Mütter mit den mannigfaltigen Gebetszetteln im Buch, auf der andern Seite waren die Männer froh, wenn kein Amt war, weil sie dann selber singend ihre „heiligen Gedanken von der Erde loschwimmen“ lassen durften, und vorn ging der rote Steckevogel mit dem Nikolausbart auf und ab, wischte da über einen Strubbelkopf und stieß dort ein wenig böse seinen majestätischen Stab auf, damit der Pfarrer, unter dem man großgeworden war, die Anliegen der Gemeinde recht ungestört dem lieben Gott ans Herz legen konnte. — Der sonntägliche

Kirchgang in den Schulferien daheim war immer ein Erlebnis heiliger Heimat für mich.

Und wer mich jetzt immer noch auslachen will, der soll nun ganz still werden, denn ich ziehe jetzt zwei Feldpostbriefe aus meiner Schublade und lese euch zuerst vor, was mir ein Mannheimer Soldat schrieb: „Als unsere Pfarrkirche zerstört wurde, war es mir, als sei mein Heimathaus zerstört worden“; und dann, was da mit der ungelentken Handschrift eines eigenen Pfarrkindes steht: „Am letzten Sonntag war bei uns Feldgottesdienst. Ich habe beichten und kommunizieren können. Da war ich noch einmal eine Stunde daheim.“ Heilige Heimat!

Denk auch noch daran, wie unsere irdische Heimat durch die heilige Heimat „Kirche“ durchweicht, durchsonnt und durchfestet wird! Wie arm wäre unsere Heimatstube ohne die Wegkreuze und Marterln, ohne die Kapellen und Brückenhilfen, ohne die Schprozessionen und Wallfahrtswege! Wo nähmen unsere abgearbeiteten Bauern ihre Erholung und Erbauung her, wenn nicht aus der sonntäglichen Predigt, aus dem gesungenen, gebeteten und georgelten Gotteslob! Wo fände ihr Auge das Strahlende und Schöne, das menschliche Kunstfertigkeit zuweg brachte, wenn nicht in der abnenalten Dorfkirche! Und ihr Städter, Hand aufs Herz! Gibt es wirklich weiche- und trostvollere Stätten in euerem Häusergewirr als die Kirchen, diese Inseln des Friedens im Trubel des Marktes?

Wie wundervoll ist schließlich unser bürgerliches Jahr gegliedert durch das heilige Jahr der Kirche! Hier gilt das hymnische Wort Gertrud von Le Forts: „Du segnest noch, die es nicht mehr wissen... Die Irrenden gehen nicht unter, weil du noch den Weg weißt, und die Sünder werden verschont, weil du noch betest... Wenn du einen Tag verstummtest, so würden sie auslöschen, und wenn du eine Nacht schliefest, so wären sie dahin! Denn um deinetwillen lassen die Himmel den Erdball nicht fallen: alle, die dich lästern, leben nur von dir... Du bist wie ein Ausblühn unserer Heimat!“

Wir haben eine schöne irdische Heimat, und wir haben eine heilige Heimat, die Kirche; doch „wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern suchen die zukünftige“ (Hebr 13, 14). „Unsere Heimat aber ist im Himmel“ (Phil 3, 20).

Schau, da steht es nun ganz plötzlich. Überraschen wird es dich wohl nicht, denn es gehört zu unserm frühesten Wissen, daß wir nur „Pilger und Fremdlinge auf Erden“ (Hebr 11, 13) sind.

Uns ist gewiesen Ziel und Zelt
Wie einem fremden Gast.
Nur Wanderstrecke ist die Welt,
Der Himmel ist die Rast.

Nein, überraschen darf es dich nicht, aber beglücken soll es dich. In den Alpenhotels ver-

langen die Gäste ein Zimmer mit „schöner Aussicht“, damit sie die Höhen wenigstens sehen, die zu erklimmen sie keine Hoffnung haben. Bitte, der Himmel ist für uns nicht nur eine schöne Aussicht, sondern unser Vaterhaus, das „immer geöffnete Heimathaus“.

Woher wissen wir denn das so genau? Von unserm Heiland. Das war unter all seinen Frohbotschaften die froheste: Ihr habt einen Vater im Himmel, und ihr seid alle seine Kinder. „Ich (selber) bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater“ (Joh 16, 28), und „in meines Vaters Haus sind viele Wohnungen . . . Ich gehe, um euch daselbst eine Stätte zu bereiten. Wenn ich dann hingegangen bin und euch eine Stätte bereitet habe, so komme ich wieder und nehme euch zu mir, damit auch ihr seid, wo ich bin (Joh 14, 2—4). Denn „ich fahre auf zu meinem Vater und zu euerm Vater, zu meinem Gott und euerm Gott“ (Joh 20, 17).

Wie schade, daß so viele Menschen zu solcher Frohbotschaft den Kopf schütteln! Sie bildete einmal den Jubel und das Entzücken der Erlösten: „Seht, welche Liebe uns der Vater erwiesen hat, daß wir nicht bloß Kinder Gottes heißen, sondern auch sind“ (1 Joh 3, 1), „wenn aber Kinder, dann auch Erben; Erben Gottes und Miterben Christi“ (Röm 8, 17).

*

Im ersten Teil dieser Blätter mußte ich meine Verlegenheit gestehen, nicht präzise sagen zu können, was die irdische Heimat sei. Soll ich dir nun aber vollends die ewige Heimat beschreiben oder schildern, dann muß ich mich an einen Gewährsmann halten, der einen Schritt und Blick in den Himmel tun durfte und beinahe sprachlos zurückkam mit der stammelnden Berichterstattung: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, in keines Menschen Herz ist es gedungen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1 Kor 2, 9). Man weiß nur das eine: „Wie selig, die in deinem Hause weilen, die immerfort dich preisen dürfen!“ (Ps 83, 5) — und daß „die Leiden dieser Zeit gar nicht zu vergleichen sind mit der künftigen Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll“ (Röm 8, 18).

Noch sind wir, das ewige Heimweh im Herzen, unterwegs im Tale der Tränen und können mit unserm alemannischen Lieddichter Heinrich von Laufenberg (15. Jahrhundert) seufzen:

„Ich wöllt, daß ich doheime wär
Und aller Welte Trost entbehr.

Ich mein, doheim im Himmelrich,
Do ich Gott schauet ewiglich.

Wohluf, min Seel, und richt dich dar,
Do wartet din der Engel Schaar.

Denn alle Welt ist dir zu klein,
Du kummest denn eh wieder heim.

Doheim ist Leben ohne Tod
Und ganzi Freuden ohne Not.

Do ist Gesundheit ohne Weh
Und wähet hüt und immer meh.

Doch sind dort tufend Johr als hüt
Und ist auch kein Verdrießen nüt.

Wohluf, min Herz, und all min Mut,
Und such das Gut ob allem Gut!

Was das nit ist, das schäh gar klein
Und jammer allziet wieder heim.

Du hast doch hier kein Blieden nüt,
Es seie morgen, es sei hüt.

Do es denn anders nit mag sin,
So fleuch der Welte falschen Schin.

Und reu din Sünd und besser dich,
Als wellest morgn gen Himmelrich.

Gott gesegen dich, Sunn, Gott gesegen dich,
Ich will zu Gott, mim Schöpfer, gahn. [Man,

Ade, Welt! Gott gesegen dich,
Ich fahr dohin gen Himmelrich.“

Heimweh ist in diesem Lied; doch „selig sind, die Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen“ (Jung-Stilling), diese Zuversicht ist auch darin. Wir haben ja in Christi Auferstehung und Himmelfahrt ein Unterpand der eigenen Verherrlichung, wir sind „in Jesus Christus mit-aufgeweckt und mitverfest ins Himmelreich“

Ich wöllt,
daß ich

doheim
wäre



(Eph 2, 6), sind „wiedergeboren zu lebendiger Hoffnung für ein unvergängliches, unbeflecktes und unverwelkliches Erbe, das im Himmel für uns aufbewahrt ist“ (1 Petr 1, 4).

„Unser Erlöser, geliebteste Brüder, fuhr in den Himmel auf; lassen wir uns daher nicht ins Irdische verstricken! Dort sei unser Sinn — und hier wird Ruhe sein. Erheben wir uns inzwischen im Geiste mit Christus in den Himmel, damit wir, wenn sein verheißener Tag erscheint, ihm auch dorthin mit dem Leibe folgen können. Wir dürfen aber nicht vergessen, Brüder, daß weder der Stolz noch die Habsucht, noch die Sinnenlust mit Christus in den Himmel fährt; keine unserer geistigen Krankheiten steigt auf mit unserm Arzte. Wenn wir also unserm Heiland folgen wollen, müssen wir unsere Laster und Sünden ablegen, denn alle diese halten uns wie Fesseln fest“ (St. Augustinus).

Hast du die Geduld aufgebracht, bis hierher aufmerksam mit mir zu gehen? Ja? — Dann

wirst du sicher sagen müssen: O wie sind wir katholische Menschen so vielfach und so schön daheim!

Heimat ist uns das schöne Land, in dem wir geboren sind und leben. „Sie zeigt mit keuscher Kraft dir ihre traute Welt, und drüber riesenhaft, und drüber riesenhaft ihr Sternenzelt.“

Heilige Heimat ist uns die Kirche, in der wir wiedergeboren sind und im Siebengestirn der heiligen Sakramente „das Leben haben und es überreichlich haben“ (Joh 10, 10).

Ewige Heimat ist uns aufgetan im Himmel, aus dem uns der dreieinige Gott fortwährend einlädt: „Komm an meine Seele und sei daheim!“ (Gertrud von Le Fort).

Heimat, deine Sterne! Sie sind das helle Trostlicht für alle, die da „in Finsternis und Todeschatten“ (Rt 1, 79) wandeln. Und unsere Augen sollen allezeit erhoben sein, Heimat, zu deinen Sternen!

Herz, stille sein!

Herz, stille sein und warten!
Du bist vergessen nicht,
aus Gottes Sternengarten
erblüht auch dir ein Licht.

In aller Nöte Schächten
vertraun und stille sein!
Bald über deinen Nächsten
steht Gottes Morgenstern.

Gustav Kempf

Von der Verehrung des heiligen Bischofs Konrad

Als am 26. November des Jahres 975 die Augen des Bischofs Konrad, des Sohnes des Welfengrafen Heinrich von Altdorf, dem die Stiftung von Weingarten zu danken ist — wir stehen in der hohen Zeit der Klostergründungen! —, sich zum ewigen Schlummer schlossen, hatte sich ein überaus reich gesegnetes Leben erfüllt. Fast 41 Jahre lang hatte der nun Vier- undsiebzehnjährige an der Spitze der Riesendibzese Konstanz gestanden, ein treuester, eifriger Hirte, ein Muster und Vorbild für jedermann. Die hohe Verehrung, die ihm zukam, fand erschütternden Ausdruck bei der Trauerfeier, da man, der Bestimmung seiner Bescheidenheit entsprechend, ihn an der Außenseite der von ihm erbauten St.-Mauritius-Rotunde im Schatten seines Münsters bestattete.

In das Gebet für die Seelenruhe des hohen Verbliebenen flocht sich von Anfang an das vertrauensvolle Beten um die Hilfe seines gewiß schon mächtigen Fürbittgebetes hinein, und rasch war von wunderbaren Erhörungen die Rede. Deshalb zauderte man nicht lange, über dem schlichten Grab eine — gewiß schmucke — Kapelle zu errichten, mochte das auch dem be-

scheidenen Denken des großen Toten zuwiderlaufen. Und es war nur die Erfüllung einmütigen Denkens und Wünschens, als der aus dem Geschlechte der Jähringer stammende gewaltige Bischof Gebhard III. die teuren Überreste seines heiligmässigen Vorgängers in das Münster hereinnehmen ließ. Das war im Jahre 1089, also schon über 100 Jahre nach St. Konrads Hinscheiden, nachdem Gebhard III. das Werk des Münsterbaues des Vorgängers Rumold zu glücklicher Vollendung gebracht und mit feierlicher Weihe seiner hehren Bestimmung übergeben hatte. Der Beschluß zur Übertragung der Leiche war auf einstimmigen Wunsch von Klerus und Gläubigen geschehen.

St. Konrads Grab kam im Münster hinter den Kreuzaltar, dort, wo das große Les- und Singpult für die Kanoniker stand. Das hat Dr. Claus in seinem zum goldenen Priesterjubiläum unseres hochseligen Erzbischofs Konrad erschienenen prächtigen Buch („Der heilige Konrad“) überzeugend darzutun vermocht. So hieß man es damals, daß man den Ehrenplatz für Gräber in Dom- oder Klosterkirchen beim Kreuzaltar wählte. Auch den Jähringern, aus denen